

Der Pfeifferkönig

Autor(en): **Fierz, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **5 (1909-1910)**

PDF erstellt am: **30.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750880>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Et ce qu'elle savait, il le comprit aussi, et qu'il était sans force; elle souriait, elle était belle; elle avait les joues roses et les cheveux frisés; alors elle le regarda encore et le vit qui pliait et branlait sur ses jambes, comme un arbre qu'on scie au pied; elle lui ouvrit les bras, et il tomba dedans.

C.-F. RAMUZ



DER PFEIFERKÖNIG

Ein Pfeiferkönig taugt, wie kaum ein anderer Mensch, zum Lienertschen Helden. Denn es knüpft sich an ihn die Fröhlichkeit der Armut. Das Lied der Waldfinken und der Schall der Kriegshörner mischt sich in seine Weisen. Wo er hinkommt, ist der graue Alltag nicht. Die eigentlichen Erkorenen der Lienertschen Muse, die Fahrenden sind ihm untertan; die Narrenzunft folgt seinem Tross. Maienkränze und minnigliche Hände krönen seine Locken.

Den Helden seines soeben erschienenen Buches¹⁾ macht Lienert überdies zum Günstling einer Äbtissin. Er öffnet ihm Kreuzgang und klösterliches Frauengemach. Er führt ihn in das Zürich des 15. Jahrhunderts. So rundet und vervollständigt sich in dieser Erzählung der Umkreis der, wo er in die romantische Vergangenheit zurückgeht, Lienert speziell zugehörigen Schauplätze, Motive und Gestalten.

Das Marktgewühl lärmt herbei, in den Zunftstuben wird er sekundiert, in Torwärtergelassen, in Werkstatt und Kaufbuden mit tausend Spässen begleitet. Ein fluchendes, polterndes, weinseliges Kriegs- und Schreibervolk macht sich herzu, eine volkstümliche, groteske Rednerschar, mit allen Schutzpatronen des Kalenders auf du und du, Himmel und Hölle, Bibel und Legende mit Bilderstürmerhitze plündernd. Von maidlicher Kurzweil belebte Baumgärten und Spinnstuben öffnen sich; die von Schatzgräbern belagerten Soodbrunnen melden sich zum gespenstig schnurrigen Nachtbild. Herrenschiffe zu bemannen und sie auf mond hellen Silberstraßen den Eilanden unterm Etzel zuzuwenden, gewinnt der Dichter Gelegenheit. Mit ihrem Zuge gleitet das Buch selbst in die leibliche und poetische eigentliche Heimat des Dichters.

Aus diesen stofflichen Verhältnissen auf eine heitere Geschichte aus der alten Zeit zu schließen, hieße aber Meinrad Lienerts Wesen zur Hälfte verkennen. Der Bilderreigen und ein Teil der volkstümlich spielenden Vorstellungswelt sind ja heiter; aber im Grunde ist der Pfeiferkönig ein von Not und Herzenspein übervolles Buch. Das Los der mißhandelten Treue, im mittelalterlichen Sinne verschärft, klagt darin zum Himmel. Und zwar mit der Bitterkeit, welche im allgemeinen, wie es sich auch in der Lyrik zeigt, der Bodensatz der jubelnd überschäumenden Dichtung Lienerts ist.

Lienert allerdings, und da liegt die Liebenswürdigekeit und maßgebende ethische Schönheit seiner Anlage, kann nicht anders als seine Bitterkeiten

¹⁾ Der Pfeiferkönig. Eine Zürchergeschichte von M. Lienert. Verlag von H. R. Sauerländer & Co., Aarau.

versüßen, und in keinem dunkelsten Jammertale vergisst er die lustig brennende Fackel seines Humors zu entzünden. So begleiten, beispielsweise hier, seinen elegischen Fiedelmann auf allen seinen Wegen und auch beim Todesgang mit Brumbass, Pfeife und Posaune drei Schalksnarren und Söhne der Landstraße bester Lienertscher Provenienz. Das Buch zeugt wieder aufs neue für den grotesken Witz, die unbändige Laune Lienerts, die wie ein wildes Waldgestrüpp den Blumenduft und Drosselschlag, das zarte Gemüt doch lieblich durchdringen lassen.

Die Handlung ist, kurz gesagt, die folgende: die nach dem alten Fürst-äbtissinnenthronen lüsterne, um die Macht der Adelsgeschlechter bangende große Frau von Zürich schürt mit diplomatischen Künsten die Feindseligkeiten, welche die ihr verhasste Macht des volksfreundlichen Bürgermeisters Stüssi brechen sollen. Es sind die Feindseligkeiten um das Erbe Friedrichs von Toggenburg, welche in den alten Zürichkrieg ausarten. Als Kundschafter und Dienstmann benutzt die schöne und egoistische Frau, deren Liebe dem edlen Ritter von Meiß gehört, einen jungen, ihr leidenschaftlich ergebenen Spielmann, den Lützelpfeifer Ulmann. Sie hat ihn am Frühlingsfeste und Sängerwettstreit der fahrenden Leute zum Pfeiferkönig krönen lassen und seitdem an ihren Hof gezogen.

Sie spinnt ihre politischen Ränke, Leib und Leben des treuen Vasallen rücksichtslos aufs Spiel setzend und ihn hie und da mit einem zärtlichen Blicke lohnend, hinter dem Rücken des Ritters von Meiß. Denn dieses Mannes edle Besonnenheit und Gerechtigkeit scheint ihr der Nachhilfe bedürftig und zu diplomatischen Künsten und politischen Gewalttaten nicht geeignet. Die Wirren des Krieges scheinen ihre fieberhafte Tätigkeit bald zu begünstigen, bald zu nichte zu machen und werfen die leidenschaftliche Frau zwischen Triumphen und Todesängsten hin und her. Nachdem aber der Sieg der Eidgenossen bei St. Jakob und der Tod Stüssis ihr scheinbar Alles gewährt haben — und sie den Krummstab ihrer listigen, kleinen Frauenhand gesichert sieht, wird der Friede geschlossen, ohne dass ihrer Ansprüche jemand gedenkt. Rudolf von Meiß, der Freund und Vater ihres Knäbleins ist tot. Er hat eine Einkerkung im Wellenberg durch die Volkspartei nicht überlebt. Den treuen Spielmann hat sein Diensteifer für sie in die Hände der erbitterten Feinde und in einen martervollen Tod getrieben. So bleibt die stolze Frau der Vereinsamung und den Stimmen des Gewissens anheimgegeben. Ein gebrochenes Mädchenherz neben ihr, ein Veilchenblick, den der Nonnenschleier beschatten wird, bezeugt, was vom wilden Zeitlauf zertreten und von der Flamme der Herrengunst versehrt worden ist.

Auf dem rosenbekränzten klösterlichen Nauen fährt der tote Günstling von Unserer Frauen Gnad', mit dem mondbeglänzten Spielmannsschild gedeckt, die Wasserstrasse, die ihn einst im Mai gebracht hat. Seine Getreuen, die fahrenden Leute, geleiten ihn. Die Neugier gafft ihm nach, die benachmützte, spießbürgerliche Schadenfreude folgt mit ihrem Hohn. Aber ein leises Singen trägt der Nachtwind vom Schiffe in die grausame Stadt zurück:

„Und wo im Herzen eine Klag'
Nicht weichen will und schwinden,
Fleug' hin, mein Lied, wie Lerchenschlag
Auf maienfrischen Winden.“

Es bringt den letzten Gruss des großmütigen, noch im Tode treuen Sängers. —

Der historische Roman zählt zu den schwierigsten literarischen Aufgaben. Lienert hat hier seine Tugenden wieder voll bewährt: Anschaulichkeit, Reichtum, Humor, flüssiges und liebliches Kolorit. Allein es ist ihm nicht überall gelungen, das Historische in Handlung und integrierende Teile seiner Dichtung aufzulösen. Er unterbricht das eigenkräftig, reizvoll belebte Zeitbild durch Partien, die nicht viel anderes sind als historische Referate.

Andererseits hat ihn sein Reichtum zur Manier allzu häufiger humoristischer Vergleiche verführt. Dieses Plus an Charakteristik hebt natürlich den Nachteil der künstlerisch ungenügend bewältigten Impedimenta, wie Conrad Ferdinand Meyer sich ausdrückte, nicht auf. Und kommt es dem Zeit- und Sittenbild zugute, so bringt es dem Kunstwerk Einbußen an Ruhe und Natürlichkeit.

Freilich, mancher Andere würde vielleicht das Historische gewandter meistern und seine Darstellung besonnener ebnen, aber die ursprüngliche Fülle von Poesie und Humor hätte er eben nicht.

ZÜRICH

ANNA FIERZ



MYS DÖRFLI

Kurze Bauerngeschichten, dabei Gestalten von Fleisch und Blut bietet uns E. A. Loosli in seinem Dialektbuche „Mys Dörfli“¹⁾. „Nid eso Buecherpuure, wi me se mängisch atrifft“, sondern „läbig Puurelüüt“, wie sie etwa in einem Unteremmentaler Dorfe vorkommen mögen, und die „wei verstange sy“. Loosli liebt und lebt mit ihnen; er weiß uns ihre ernsten und heiteren Stunden und Erlebnisse mit Meisterschaft zu zeichnen, mit einer Anschaulichkeit und Echtheit, die uns beweist, wie eng verwachsen er mit seinem „Dörfli“ ist, und mit wahrer Virtuosität handhabt er die Unteremmentaler Mundart. Wie versteht er uns für „d's Annemarei“, die den Verwaisten „der tuusig Gottswille-n-ufgläse het“, und trotzdem sie selber arm war, erzog, bis sie ihn, krank und sterbend, ins Waisenhaus geben musste, — wie weiß er uns für diese gute, alte Jungfer einzunehmen. Wie ergreifend ist die schlichte Erzählung „Der Hubusepp u sy Fritz“, und dabei was für eine bodenständige, markige Bauernnatur, dieser Sepp, der am Sarge des verunglückten Sohnes Nachtwache hält! Und welch ergötzliche Szenen bietet die Geschichte „Wie der G'mischt Chor i üsem Dörfli Theater uf-g'führt hät“, dem es auf „lyterarische Wärt“ und „settige dumme Züüg“ weniger angekommen, als auf ein Stück, „wo's tou (viel) Wybervouch bruucht“ und das „derzue wäge de Gulisse-n-u de Gostüm am wenigste Chöschte macht“.

So könnte man von den siebzehn Erzählungen und Skizzen noch manche hervorheben und überall sagen, dass sie ein Beweis von tiefer Kenntnis des Bauernvolkes und starker Gestaltungskraft zeuge, das Werk eines Kenners und eines Dichters sei: „Un einewäg glaube-n-i, das der a mym Buechli un a mym Dörfli wärdet Freud ha u mers nid zürnet, das is ha la trucke.“

¹⁾ E. A. LOOSLI, *Mys Dörfli*. Bern, Verlag A. Francke. 1910. Buchschmuck von E. Lincke. 8°, 204 Seiten.